



Die Insel der Verlorenen Leros und seine „Irren“

Wir mussten dableiben – wer weiß, wie lange.

Ganz allmählich vergaßen wir die Zeit, verloren die Unterschiede – Monate, Wochen, Tage, Stunden.

Es war dennoch gut so.

Ganz tief unten der Oleander; etwas höher die Zypressen; darüber Steine.

Vogelzüge flogen vorüber; die Erde verdunkelte sich von ihren Schatten.

So war es – sagte der Alte – auch zu meiner Zeit.

Jannis Ritsos

Als Stavros zurück in die Anstalt kommt, bittet er einen Wächter, ihn anzuketten und ihm eine Spritze zu geben. Er fühlt, er wird sich umbringen, und er hat Angst. Seiner Ärztin erzählt er, er habe sich am Strand in eine deutsche Frau verliebt, doch der einheimische Kellner habe ihn aus dem Restaurant gewiesen, ihn erst gar nicht bedient. Um das zerwühlte, nicht mehr ganz saubere Bett des Stavros drängeln sich seine Leidensgenossen, einige schauen verständnisvoll, andere quengeln wie kleine Kinder, einige andere lachen. „Eine schöne Frau“, sagt Stavros, er bekommt seine Spritze.

Ort der Handlung: die Männerabteilung der Psychiatrie auf Leros, einer kleinen griechischen Insel, zwölf Schiffsstunden von Athen entfernt, nahe am türkischen Festland. Im Reiseteil der ZEIT wird Leros als eine Insel vorgestellt, „die noch nicht ganz und gar vom Tourismus überrannt ist“ und „wo sich das Leben weitgehend vor den Augen aller abspielt“. Was sich nicht vor den Augen aller abspielt, aber dennoch immer und überall auf dieser Insel passieren kann, sind solche kleinen Tragödien wie die von Stavros. Denn die Augen aller auf Leros sind auf ein Zentrum gerichtet, das in den meisten Reiseberichten über diese malerische Insel nur in Nebensätzen erwähnt wird: Leros ist der Standort einer der größten griechischen Psychiatrien mit über 2000 Insassen in getrennten Abteilungen für Männer, Frauen und Kinder. Wer nach Leros ausgeliefert, wird exiliert, der ist am Ende, denn dort hausen die „Unheilbaren“, die nur noch auf ihren Tod warten und doch mühselig am Leben erhalten werden, weil eine ganze Inselbevölkerung von der Psychiatrie lebt, von den „Irren“.

Mit dem Namen Leros verbunden ist eine eigentümliche, ja grausige „Geschichte des Exils“, die Geschichte der gleichzeitigen Ausgrenzung und Verwahrung von Menschen. Schon im Mittelalter wurden hier Leprakranke ausgesetzt, später



diente die Insel unter wechselnden Herrschaften als militärischer Vorposten und als Standort für Soldaten und deren Gefangene. 1947, nach Abzug der italienischen Truppen, wurde dieser Faden wieder aufgenommen, die Mission des Überwachens neu organisiert. In den Jahren des griechischen Bürgerkriegs (1946-1949) waren es die Waisen getöteter Kommunisten, die auf Leros, in den „Schulen der Friederike“, zum proköniglichen Denken erzogen wurden. Ab 1958 drängten sich in der neugegründeten „Kolonie psychisch Kranker“ 4000 Insassen in den düsteren Gängen und Zimmern der ehemaligen Militärgebäude. In der Zeit des griechischen Faschismus beherbergte Leros ein KZ für politische Gefangene, hier saß Mikis Theodorakis, und hier schrieb auch Jannis Ritsos seine beeindruckenden Verse.

Auch die junge griechische Demokratie konnte oder wollte an den Verhältnissen in Leros nichts Entscheidendes ändern. Mittlerweile waren von den 4000 Insassen der „Kolonie psychisch Kranker“ nahezu 2000 gestorben. 1974 setzte dann eine Reorganisation der Krankenanstalten auf Leros ein, aber sie blieb letztendlich Makulatur. Die Abteilungen wurden getrennt und der Name in „Staatliches Krankenhaus Leros“ umgewandelt. Jetzt gibt es dort ein kleines Krankenhaus mit 50 Betten für die Bewohner der Inseln Leros, Patmos und Lipsos; dann nebenan die Abteilung für psychisch kranke Frauen mit 500 Patientinnen, die Männerabteilung drei Kilometer südlich mit 1200 Insassen und schließlich ein Asyl für 400 spastische bzw. schwerbehinderte Kinder. Sie alle leben unter Bedingungen, die kaum faßbar sind, in einer Situation, wo, wie es Michel Foucault ausgedrückt hat, sich Barbarei und Zivilisation überschneiden und gegenseitig die Hand reichen.

Sich als Fremder auf Leros nach der dortigen Psychiatrie zu erkundigen, kommt einem Faux-pas gleich, denn dieses Thema ist allenfalls Bestandteil von Witzen über den Alltag der „Irren“ oder taucht in geschäftlichen Besprechungen auf. In die Psychiatrischen Anstalten als Nichteingeweihter hineinzugelangen, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit, denn die verschiedenen Abteilungen sind hermetisch abgeschlossen und zudem gut bewacht – einem Gefängnis ähnlich. Darüber hinaus bilden die Beschäftigten der Psychiatrie – von wenigen Ausnahmen abgesehen – eine Art verschworener Gemeinschaft, die keine Eindringlinge duldet.

Nur über die Bekanntschaft mit einer dort arbeitenden Ärztin und dem Etikett „deutscher Psychiater“ versehen, ist mir ein Besuch der Männerabteilung in Lepida möglich. Der leitende Direktor Efthymios Baglesos hat seine Zustimmung nach einigem Zögern gegeben, aber einem deutschen „Kollegen“ kann er die Bitte dann doch nicht abschlagen. Ich sei, so sagt er, der erste und einzige Ausländer, der das alles hier sehen könne – eine leichte Unsicherheit in seiner Stimme ist unüberhörbar.



Lepida, das sieht von Ferne aus wie ein Feriencamp, aber je näher man kommt, desto intensiver wird der Gestank von Exkrementen, Fäulnis und Moder. Hat man unter den prüfenden Augen des Wachhabenden das Tor passiert, ist man mittendrin in der „Hölle der Psychiatrie“, wie es ein Arzt bezeichnete. In zehn flachen, langgestreckten Pavillons leben die Männer, in Schlafsälen für hundert und mehr „Irre“ – von Patienten spricht hier kaum einer. Zerlumpte und abgerissene Gestalten mit kahlgeschorenen Köpfen laufen scheinbar ziellos über die wenigen Wege auf dem Anstaltsgelände; sie haben mich sofort als Fremden ausgemacht, einige hängen an mir, wollen Zigaretten, Süßigkeiten. Ich verteile das vorsorglich Mitgebrachte und werde dafür überschwenglich abgeküßt.

Fremde oder auch Verwandtenbesuche sind selten hier. Denn wer wird sich von Thrakien oder anderen weit entfernten Gegenden aus auf eine dreitägige Reise begeben, wo er doch nur das sieht, was er sowieso vergessen will? Davor sind auch Fachleute nicht gefeit: Als dem in Leros geborenen und später in de USA als Chirurg zu Ruhm und Geld gekommenen Dimitris Boulaphendis anlässlich eines „wissenschaftlichen Besuchs“ in Lepida sein dahinvegetierender debiler Vetter vorgeführt wird, erschrickt er zu Tode. Er hatte ihn einfach vergessen, wie fast alle hier vergessen sind.

In einem Saal, in den ich geführt werde, da liegen sie auf dem Boden oder auf den mit Urin, Kot oder Erbrochenem verschmutzten Betten herum. Hier schläft der Epileptiker neben dem Schizophrenen, der Manisch-Depressive neben dem Alkoholiker, und zwischendrin vielleicht ein Gesunder, der womöglich durch eine Familienintrige in die Psychiatrie geraten war. Ein Kabinett des Grauens, das keinerlei Unterschiede kennt, denn die Krankheit macht alle gleich, und die verschiedenen Leiden differenziert zu behandeln, dafür reichen die wenigen Ärzte und die zwei Psychiater nicht aus.

Der vierzigjährige Jorgos, der aussieht wie ein Kind, ist einer der sogenannten „Vogelköpfigen“, durch einen Geburtsfehler hat er einen kleinen Kopf mit fliehender Stirn. Er ist mit Riemen ans Bett gefesselt, die Pfleger, hier Wächter genannt, sagen, er habe randaliert. Als die Ärztin an sein Bett tritt und seine Fesseln losmacht, spricht und scherzt er mit ihr, keine Spur von Aggression. Auf ganz Leros gibt es für alle Anstalten sieben ausgebildete Krankenschwestern und eine Sozialarbeiterin. Die Pfleger in der Männerabteilung waren früher allesamt kleine Gewerbetreibende, Fischer oder Bauern, die jetzt in der Psychiatrie einen sicheren Arbeitsplatz haben, der überdies nicht zu schlecht dotiert ist. Sie haben nie etwas anderes gelernt als die Verwahrung und Kontrolle der Verrückten, wie sie sie nennen. Ihr Arbeitsprinzip lautet etwa: „Traue nie einem Verrückten; jetzt gibst du ihm eine Zigarette, nach zwei Minuten erwürgt er dich.“



In Lepida gibt es einen speziell eingerichteten und abgetrennten Pavillon für die „Nackten“ und „Scheißer“. Das sind etwa 80 Männer, die das ganze Jahr über nackt leben. Sie verweigern die Kleidung mit zum Teil unbekanntem Begründungen. Einer, den ich frage, sagt: „Kleider tun weh.“ Protest gegen die grauen Hosen und Kittel, in denen alle anderen Insassen herumlaufen? In einer Ecke steht ein Käfig, darin der 27-jährige Stratos, der nackt und wild einen Pfleger anschreit. Stratos schluckt pro Tag drei Flacons Glianimon-Tropfen, ein Neuroleptikum schwersten Kalibers. Früher, so sagt mir Direktor Baglesos, habe man es noch mit Elektroschocks versucht, jetzt aber hat die Pharma-Industrie in Lepida, auf ganz Leros, ihren Einzug gehalten.

Die abgetrennte und speziell umzäunte Abteilung der „Nackten“, ein Gefängnis innerhalb des Gefängnisses, ist der Ort für die „Wilden“, für die „Barbaren“. In keiner anderen Abteilung, so erzählt mir die Ärztin, ist die soziale Fürsorge der Insassen untereinander so ausgeprägt wie hier, gibt es noch so etwas wie einen Rest menschlicher Würde, der unzerstörbar scheint.

Das Hauptgebäude in Lepida ist eine ehemalige italienische Kaserne und thront leicht erhöht auf einem Hügel. Es beherbergt 600 Patienten, dazu die Hauptverwaltung der Psychiatrie nebst einigen medizinischen Einrichtungen. In den kahlen Gängen blättert die blasse grüne Farbe von der Wand, im düsteren Zwielicht der Flure herrscht ein unüberblickbares Durcheinander. Hunderte von Männern laufen herum, sprechen zu sich selbst, hasten die Treppen hoch, einige Schreie ertönen, jemand rüttelt an einem Gitter. Hier gibt es die Spezialabteilung der Angeketteten, Männer die in winzigen Zellen gefesselt am Boden sitzen oder sich gegen die Zellengitter werfen. Zehn sind es, die momentan hier eingesperrt sind, sie werden von ihren Leidensgenossen draußen unterhalten, ein Lärmpegel ohnegleichen. Alles an diesem Haus, die Atmosphäre, die Flure, die Düsternis und die Gestalten, erinnert an Beschreibungen von mittelalterlichen Asylen.

Es ist 11 Uhr, und ein Signal ertönt. Die Männer hasten nach draußen, über eine große Freitreppe auf den Platz vor dem Hauptgebäude. In der Mitte des Platzes ein Fahnenmast mit griechischer Flagge. Etwa 500 Männer setzen sich in Bewegung und laufen in Fünferreihen um den Fahnenmast. In der grellen Sonne sind die Bewegungen müde und schlapp. Kaum jemand spricht miteinander, aber doch ist die Luft voll von Selbstgesprächen, ein anhaltendes Gebrumm, wie eine Heerschar vorbeifliegender Bienen. Unterbrochen wird dieser gleichbleibende unheimliche Ton durch einige spitze, markerschütternde Schreie – immer wieder. Am Rand des sich bewegenden Kreises sitzen zwei Männer und onanieren, zwei andere kopulieren ohne Hemmungen, und niemand beachtet sie.

Der tägliche Rundgang in Lepida ist eines der wenigen gemeinsamen „Unterhaltungserlebnisse“. Zwar gibt es in jedem der zehn Pavillons einen



Fernsehapparat, aber nur zweimal in der Woche haben je 100 Patienten die Möglichkeit fernzusehen. In der Frauenabteilung gar gibt es nicht einmal das. Für 25 Männer unter 1200 wird so etwas wie eine Beschäftigungstherapie angeboten: Körbeflechten, Teppichesticken. Es ist weder ein Kantine noch ein Kiosk zu finden, wo man Zigaretten, Briefpapier oder Schokolade kaufen könnte. Telefonzellen gibt es nicht. Briefe werden von der Sozialarbeiterin zensiert und selten weitergeleitet. In den Genuß eines Freigangs kommen vielleicht zehn Männer in der Woche, und auch das kann zur Tortur ausarten, weil die meisten Barbesitzer die „Irren“ nicht bedienen.

Für Frauen ist auch der Freigang nicht erlaubt: aus Gründen der Keuschheit, wie die Direktorin der Frauenabteilung, Ketty Karanikola, meint. Sie, eine überzeugte Anhängerin der ehemaligen Junta, hat in einem vor kurzem in der Zeitschrift „Messimvrini“ veröffentlichten Interview ihre Arbeit in der Psychiatrie als gut und richtig beschrieben, „weil alle meine Patientinnen sich hier wie zu Hause fühlen“. Überdies vertritt sie die Ansicht, daß eine Frau, die zehn Jahre in einem Bett angebunden ist, keine sogenannten Dekubitus-Stellen hat, das sind Druckstellen auf der Haut und dem Körper aufgrund längerwährenden, unsachgemäßen Liegens.

Solcherart Äußerungen zur Behandlung psychisch kranker Menschen sind in Leros keine Seltenheit. Zu sehr hat sich die Routine der Verwahrung, des Einschließens in die tägliche Praxis der Psychiatrie eingefressen. Sicherlich, es finden sich in Leros immer wieder besonders jüngere Ärzte, die hier ihre Assistentenzeit ableisten und eher aus der Schule einer humaner ausgerichteten Psychiatrie kommen, die mit alledem nicht einverstanden sind. Aber sie sind ohnmächtig gegenüber geschichtlich geronnenen Verhältnissen, wo sich die feudale Auffassung von Krankheit mit den Möglichkeiten der modernen medizinischen und pharmakologischen Technologie ergänzt. Die meisten resignieren und sind froh, wenn sie dieses psychiatrische Inferno hinter sich haben.

Auf Leros mit seinen 6000 Einwohnern arbeiten 700 Menschen in den verschiedenen Abteilungen der Psychiatrie, ein weiterer großer Teil der erwerbsfähigen Bevölkerung ist über Geschäftsbeziehungen als Metzger, Bäcker oder Obstlieferant von der Anstalt abhängig. Nur wenige auf dieser Insel haben mit der Psychiatrie nicht direkt zu tun. Und so hat diese Anstalt sich wie ein Tumor in das Innenleben der Inselbevölkerung eingenistet. Die Ärztin Aphrodite Skliri hat über ein Jahr in Leros gelebt, und sie beschreibt ihre Erfahrungen mit drastischen Worten: „Natürlich büßen die Lerioten dafür, daß sie an dieser Leichenfabrik leben. Der Wahnsinn, der Schrecken und die Repression, die sie erleben, ausüben und nicht verstehen, hat ihr Dasein verändert. Soviel Megaphen in der Anstalt verbraucht wird, soviel Valium wird von der Inselbevölkerung



eingenommen. Familiendramen und Scheidungen haben dieselbe Häufigkeit wie in Los Angeles. Seit zwölf Jahren ist kein Jugendlicher mehr von Leros auf eine Hochschule gegangen. Inzest ist häufig und speist die Witze und Scherze.“

Sicherlich sind die Lerioten nicht schuld an den Zuständen in der Psychiatrie und ihrer Auswirkungen auf das Inselleben. Aber, sie haben in den letzten hundert Jahren gelernt, daß an den Exilierten aus der Gesellschaft gut zu verdienen ist, seien das nun verwaiste Kommunistenkinder, KZ-Häftlinge oder „Verrückte“. Die Psychiatrie gibt Arbeitsplätze und wird jährlich mit Millionen Drachmen subventioniert. Kein Wunder, daß in Leros, dieser un-touristischen Insel, im Verhältnis zu anderen Gegenden Griechenlands ein relativer Wohlstand zu finden ist. Die Hügel der Insel sind verbaut mit teilweise prächtigen Villen, und Marmortreppen keine Seltenheit.

In Leros ist die Produktion von Verwahrung zur herrschenden Produktionsweise geworden, und die Bewohner dieser Insel betrachten es als schon natürlich, daß da welche hinter Mauern und Zäunen hausen müssen, um die sie sich „zu kümmern“ haben, weil so davon leben. Und so kann ihr Opportunismus gegenüber herrschenden Verhältnissen nicht überraschen: Als während der Junta-Herrschaft von einer Amnestie für politische Gefangene die Rede war, da hatten die Lerioten nichts besseres zu tun, als an Junta-Chef Papadopoulos ein Protest-Telegramm zu schicken. Sie wehrten sich gegen die Amnestie mit der Begründung, daß damit ihre eigene Existenz gefährdet wäre.

Auch heute, nach der Wahl des Sozialisten Papandreou, sind die Lerioten ihrer Pfründe nicht mehr sicher. Ende letzten Jahres hatten einige jüngere Ärzte und Psychiater, die teilweise in Leros beschäftigt waren, eine „Initiativgruppe Leros“ gegründet. In mehreren Zeitungsartikeln und Aufrufen hatten sie gefordert, daß ab sofort keine „Narrenschiffe“ mehr nach Leros auf den Weg gebracht würden. In Gesprächen mit Gesundheitsminister Avgerinos hatten sie auch dessen Unterstützung erreicht. Avgerinos verbot vorerst alle Transporte von anderen Psychiatrien nach Leros. Darüber hinaus hat die Initiativgruppe im Dezember 1981, anlässlich des französisch-griechischen Sozialpsychiatrie-Symposiums eine Deklaration durchgesetzt, in der unter anderem gefordert wird, die Psychiatrie von Leros unter die Verantwortung einer Universität zu stellen. Danach soll die Anstalt langsam aufgelöst, wirkliche Rehabilitationsmaßnahmen durchgeführt und die Patienten in kleinere Krankenhäuser ihrer nächsten Umgebung gebracht werden.

Nach all diesen Aktivitäten erschien in der Lokalzeitung von Leros ein Artikel, in dem die Ärzte als Verleumder dargestellt wurden. Die Verfasser des Artikels stellten „mit Bitterkeit fest, dass der ‚Paktolos‘ der Psychiatrie am versiegten ist“.



„Paktolos“, das ist jener mythische Fluß der Griechen, der pures Gold mit sich trägt.

Offensichtlich haben die Lerioten Schwierigkeiten, aus ihrer Geschichte und darüber hinaus aus den neueren Entwicklungen zu lernen. Denn der EG-Beitritt Griechenlands wird möglicherweise auch seine Auswirkungen auf das Gesundheitssystem ihres Landes haben – das hoffen zumindest die Mitglieder der „Initiativgruppe Leros“. Wenn es nach ihnen geht, dann müssen demnächst die noch heute geltenden, zum Teil aus der Zeit des Faschismus stammenden Gesetze zur psychiatrischen Versorgung geändert werden: zugunsten einer gemeindenahen Psychiatrie wie beispielsweise in Italien.

Für die Psychiatrie Leros würde dies das Ende bedeuten. Die Inselbevölkerung müsste ihrer Produktionsweise ändern: von der Verwahrung von „Irren“ wahrscheinlich zur Beherbergung von Touristen. Auf jeden Fall wäre Leros damit den Ruf los, eine Insel der Verlorenen zu sein.

Frankfurt Rundschau, 7. August 1982 (Zeit und Bild)